

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 296.

Freitag, 28. Oktober

1932.

Im Zick-Zack

durch die Liebe

ROMAN VON FEODOR VON ZOBELETTITZ

23. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Geständnisse bei Regenwetter.

Jutta verlebte glückliche Herbstwochen auf dem Erlenhof. Sie bewohnte den Oberstock des Herrenhauses mit ihrer Mutter allein, und beide vertrugen sich ausgezeichnet. Es war wirklich, als wache noch einmal das Mutterherz Gritties auf. Ihre Schlafzimmer waren nur durch das sogenannte Museum getrennt, ein großes Gemach, in dem Erlau eine Masse Erinnerungen von seinen Reisen aufgestapelt hatte, die er in den unteren Räumen nicht belassen konnte. An den Wänden hingen ausgespannte Häute von allerhand fremdartigem Getier, geschickt präpariert, und wenn ein Windzug durch die offenen Fenster strich, blähten sie sich auf und gerieten in Bewegung, als wollten sie drohend werden, und der an seinem langen schwarzen Haar aufgehängte, völlig mumifizierte Kopf eines Bescheräh wackelte dann hin und her. Aber dies verrückte Museum hatte einen großen, verdeckten Balkon mit einer Umrandung blühender Blumen und hübscher Aussicht ins Freie, und auf ihm pflegten Mutter und Tochter gemeinsam das erste Frühstück zu nehmen. Denn der alte Herr hielt sich nicht an eine bestimmte Morgenstunde, zuweilen war er schon um fünf Uhr in der Frühe am Schieferbruch, in den Fabriken oder auf den Weiden, oft frühstückte er auch nur etwas rohes Obst oder ein Glas Milch oder schlürfte ein Ei aus der Schale — erst das Mittagessen vereinte die Drei unten im großen Speisezimmer. Dann setzte dies geteilte Leben sich gewöhnlich bis zum Abend fort, wo man sich wieder zusammenfand, um schließlich ziemlich früh schlafen zu gehen.

So waren Grittie und Jutta viel aufeinander angewiesen, und das war namentlich Grittie sehr recht. Denn war der Alte zu ihr auch immer freundlich und gütig, es war unleugbar, daß es zwischen ihnen an Herzlichkeit der Beziehungen fehlte. Jutta konnte daran nichts ändern. Sie hatte einmal zu ihrer Mutter gesagt: „Es ist doch merkwürdig, Mama, daß du mit dem Großvater nie so recht zusammenkommen kannst. Woran liegt das nur?“ — und da hatte Grittie kurz angebunden und achselzuckend geantwortet: „Weil wir zu gleichartige Menschen sind, Kind.“ Jutta hatte darauf nichts zu erwidern. Sie wußte ja, daß der Großvater das flotte Reisleben der Mutter und ihren Mangel an Selbsttätigkeit, auch ihre leichte Hand im Geldausgeben ärgerlich empfand — und es war ebenso begreiflich, daß ihn ihre drei Ehegeschickungen verletzten hatten, weil er selbst dabei nie gefragt worden war. Nun ja, die Mutter war schon ein Geschöpf voll Eigenwillen und eine Natur, der man sich nicht so leicht anbequemen konnte, sie war ein Sonderlingswesen, wie ihr Vater, aber andererseits schien es doch, als sei bei beiden mit den Jahren ein innerer Umschwung eingetreten: sie waren zweifel-

los ruhiger geworden, und schon das hätte sie einander näherbringen können.

In ihrer Kinderzeit hatte Jutta das Leben auf dem Erlenhof immer als ziemlich langweilig empfunden. Jetzt war sie reifer geworden und nahm regen Anteil an der Entwicklung des heimischen Besizes. In ihren Pensionsjahren war der Begriff der Heimat für sie etwas Unlebendiges, etwas Abstraktes geblieben. Heimweh hatte sie nie kennengelernt und hatte gelächelt, als sie irgendwo gelesen hatte, in Frankreich sei es bis über die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts hinaus bei Todesstrafe verboten gewesen, den Ruhreigen zu singen oder zu pfeifen, weil dann die schweizerischen Soldaten zu Hause in so schmerzliches Heimweh verfallen seien, daß sie in Massen desertierten. Andere Mädel fanden das sehr rührend, ein paar der Jüngsten litten auch wahrhaftig an Heimweh, aber doch nur im engeren Sinne, es war bloß die Sehnsucht nach dem Elternhaus. Heimatgefühl in aller Stärke brach eigentlich jetzt erst in Jutta durch, es lag das in der Luft, an der Landschaft und am Großvater. Der Alte pflegte mit allen seinen Leuten, nur die Hausangestellten nahm er aus, den Dialekt der Gegend zu sprechen. Von dem Hochalemannischen, dem eigentümlichen Schwyzerdütsch, aber hatte Jutta keine Ahnung. In der Pension sprach man natürlich nur Hochdeutsch, in der Berner Gesellschaft das sogenannte Stadtberndeutsch, gemischt mit dem Französischen, das in den Patrizierfamilien von altersher heimisch war. Jetzt war es aber so weit, daß Jutta sich schon ärgerte, mit Gabrielle, der Jose Gritties, nur französisch verhandeln zu können — warum lernte das Mädchen nicht Deutsch? Das war ja doch die Hauptlandessprache. Jutta war plötzlich wild hinter den heimischen Mundarten her. In der Bibliothek auf dem Erlenhof fand sie eine ganze Anzahl mundartlicher Dichtungen: im Luzerner, Berner, Appenzeller, Züricher, Thurgauer, Basler Dialekt, und alle waren verschieden. Jedenfalls hatten die Mundarten, wie überall, so auch hier die Poesie erobert, das „Oberländische“ im Tal beherrschte übrigens der Großvater vortrefflich, von ihm lernte es Jutta, und es machte ihr Freude, die Messer und die Arbeiter im Schieferbruch in ihrem Lokaldialekt anzureden.

Die Achtung vor dem Großvater wuchs. Es war schon erstaunlich, was er im Gutsbetrieb geleistet, seit er neben der Weiden- und Obstbaumkultur und dem beschränkten Getreidebau auch die Industrie herangezogen hatte. Unter seinen schaffensfrohen Händen gedieh alles, was er anfaßte. Man sagte auch, daß er sehr reich sei, Jutta hatte das oft gehört, aber weiß Gott, das merkte ihm kein Mensch an. Wenn er zur Besichtigung ausritt, trug er tagein, tagaus seine alte, regenverwachsene Zoppe mit den geflickten Ärmeln. Grittie hatte ihm einmal eine neue mitgebracht, eine sehr feine, mit gesteppten Nähten, so dick wie die Knete an einer

Maschine, aber die wurde in irgendeinen Schrank gehängt, Herr Ulrich hatte sie nur anprobiert und dann behauptet, sie sitze ihm unbequem, sie drücke und zwänge und habe einen Umschlagtragen, den könne er nicht leiden. Grittie hatte in ihren großen Schrankkoffern eine reichhaltige Garderobe verpackt, die blieb indes auch in den Gehäusen, ihr kam die Laune an, sich dem Vater anzupassen, sie fuhr nach Spiez und ließ sich ein paar ganz einfache, billige Kleider anfertigen, genau so, wie die Diensthofen im Hause trugen. Tutta hielt das für ein schautragendes Auftrumpfen gegen den Vater, aber sie fand, daß ihre Mutter in dieser schlichten Landtracht besonders hübsch aussehe, fuhr gleichfalls nach Spiez und bestellte sich auf ihren jungen Leib dasselbe. Erlau schmunkelte, das gefiel ihm, nun gehörten die beiden doch zum Erlenhof. Einmal kam der Alte übrigens ein bißchen in Verlegenheit, gegen seine sonstige Gewohnheit — da waren aus Frankreich ein paar zollpflichtige Sendungen mit allermodernster Herrenwäsche eingetroffen, Oberhemden und farbige Untertrikots und bunte und geringelte Strümpfe — Tutta staunte beim Auspacken über diese Ausstattung für junge Löwen der Gesellschaft, aber der Großvater sagte: „Schnüre den Krepel nur wieder zusammen, Tuttchen, und stelle ihn in eine Bodenkammer, Mutter braucht erst nichts davon zu wissen, das ist nämlich — das hat mir dein Onkel Bürgli aufgebrummt, der hat mir — na ja! — die Firma empfohlen. Aber wenn ich das Zeug bloß ansehe, reißt es schon — also weg damit . . .“ Und so verblieben denn die Garnituren der Firma Pouillot-Baret in Dijon in einem Verschlage dicht neben der Kammer für das Dörrobst.

An den Abenden, wenn man gegessen hatte, kam der alte Ulrich oft ins Erzählen, denn Tutta fragte viel. Da hingen unten in der Halle zum Beispiel ein paar Altbilder von gebarnigten Männern, Erlauschen Ahnen, die sich in den Burgunderkriegen wacker geschlagen hatten, und zwischen ihnen die Porträts zweier reizender junger Damen, zweier „Barettiltöchter“, wie der weibliche Nachwuchs der regierenden Berner Aristokratie genannt wurde. Ja, das war die große Zeit der Erlau gewesen, aber dann ging es schief bergab, der Geist der Französischen Revolution blies bis in die Schweiz hinein und stürzte die Adelsheerrschaft, von der die Ratsannalen noch so viel Gutes zu berichten wußten. Von da ab verengte sich das Geschlecht, es vertrug sich nicht mehr mit der Neuzeit, und nach dem Patrizierputz von achtzehnhundertzweunddreißig hub die Landflucht der Erlau an. Der und der wanderte aus, man starb in der Fremde, und es war wie ein Wunder, daß noch einmal in der hellen Gegenwart ein Erlau von sich reden machte, er tauchte sozusagen aus der Vergangenheit auf, ein Hüne, ein wilder Bursche, ein Zugreifer und Tatmensch, und verschwand wieder, auch in die Fremde.

Das gehörte zu den anderen Erzählungen des Großvaters, diese Geschichten aus der Fremde. Tutta sah die Bilder seiner beiden Frauen, der schönen dunklen Amazonen Beatriz, die auf einem Jagdritt in Patagonien verunglückte, und der armen Margarethe, die nach der Geburt Gritties im Wochenbett gestorben war. Nun lauschte auch Grittie den Worten ihres Vaters — sie hatte ihre Mutter ja nie gekannt, und Erlau sprach so lieb von ihr —, natürlich war sie ganz anders gewesen als die Chilenin Beatriz, aber in ihrem deutschen Blut pulste doch etwas vom Temperament der Großmutter, die als Eroberer hier eingewandert waren und mit Konquistadorenjakt sich den Urwald gefügig gemacht hatten. Ein sanftes Lämmchen hätte auch nicht zu Erlau gepaßt. — „Ah ja“, sagte er, „sie war eine süße kleine Wildkate, sie konnte zuweilen unbändig sein und eigensinnig wie — Grittie, wie du . . .“ Tutta lachte darüber, aber Grittie blieb ernst und seufzte ganz leise.

Solange die Tage schön waren, ging sie viel mit Tutta spazieren und gewöhnlich in Begleitung der Hunde. Sohnmann behagte der Landaufenthalts, er hatte hier bedeutend mehr Freiheit als auf den Reisen seines früheren Herrn und in den Straßen von Schwa-

bing, wurde von Tutta verwöhnt und hatte mit Dortsche, dem kleinen, lebenswürdigen Chin-Chin, ein freundschaftliches Verhältnis ohne Knurren und Bissigkeit angeknüpft. Zuweilen fuhren Mutter und Tochter auch in einem Auto Gritties, das sie sich hatte nachkommen lassen, weiter hinein in die Berge, nach dem Höhendorf des Randertales oder auf steilen Kehren hinauf nach Adelsboden, wo man einen Imbiß nahm und dann wieder die Beine rührte. Grittie war sehr gewandt in der Führung ihres Kraftwagens, aber lieber waren ihr noch die Fußwanderungen, denn nun war für sie der Zeitpunkt gekommen, mit Notwendigkeit schlanker zu werden. Und da auch Tutta sich frühzeitig rundete, so trainierten beide um die Wette, unternahmen gelegentlich sogar anstrengendere Kletterpartien und freuten sich immer, wenn ihre Waage ihnen anzeigte, daß sie wieder anderthalb Pfund abgenommen hatten. Übrigens begann bei Grittie auch die Anteilnahme für den Erlenhof ein wenig zuzunehmen — dafür sorgte schon Tutta. Sie tat das, um den alten Herrn zu erfreuen, und machte es sehr klug. Sie kümmerte sich um Haus- und Hofhalt, besuchte gern die Fabriken und kloss auf die Wiesen zu den weidenden Herden, und da sie die Mutter immer mit sich nahm, so erwachte unwillkürlich auch in Grittie ein wärmeres Interesse an dem Ganzen der Umwelt, das ihr die Langeweile vertreiben half.

Denn das fühlte Tutta recht wohl: die Mutter war eine andere geworden, es war ein Riß in ihr Leben gekommen, sie hatte ihren Frohsinn verloren und die heitere Ungebundenheit eines auf sich selbst gestellten Menschen, dem es unendlich gleichgültig ist, wie andere ihn beurteilen und was sie von ihm denken. Tutta schob diese Wandlung verstandesmäßig auf das Alterwerden Gritties. Es ließ sich ja begreifen, daß so eine lebendige, daseinsdurftige, nervensprühend um sich haschende Frau einmal ermüden mußte. Und diese Zeitspanne einer seelischen Ermüdung mußte erst überwunden werden.

An einem der ersten Oktobertage war Erlau in Spiez bei seinem Anwalt, dem Notar Stämpfli, gewesen und kam in grimmgiger Laune zurück. Am folgenden Tage ereignete sich am Schieferbruch ein unvorhergesehener Unglücksfall. Infolge einer Umbildung des Gesteins durch atmosphärische Einflüsse oder Verwitterung war man auf eine sogenannte „falsche Schieferung“ gestoßen, die die ursprüngliche Schichtung völlig verdeckte. Die Arbeiter hatten sie durchschlagen wollen, und dadurch war eine Art Zerreißung des Gesteins entstanden, das sich löste, in ungeheuren Massen herabpolterte und einige der Leute verletzte. Erlau geriet über den Unfall in unbeschreibliche Erregung, er brach an der Unheilstätte zusammen, so daß er nach Hause getragen werden mußte. Grittie und Tutta sorgten dafür, daß er sofort zu Bett gebracht und daß zum Arzt geschickt wurde, den er nicht haben wollte. Er kam aber doch, stellte eine Herzaffektion fest, verordnete Ruhe und ein Medikament, das der Kranke an der Aufschrift als eine Digitalislösung erkannte und ohne weiteres aus dem Fenster warf. Der Doktor kam am nächsten Tage pflichtgemäß wieder, der Alte hatte indes sein Schlafzimmer verriegelt und brüllte, der Pflasterkasten möge seiner Wege gehen. Der Pflasterkasten kannte den Grobian vom Erlenhof und nahm ihm den Hinauswurf nicht weiter übel, hatte aber noch eine Rücksprache mit Grittie und Tutta, die er zu vorsichtiger Behandlung des Vaters und Großvaters mahnte. Es drehe sich nicht um eine ernsthafte Erkrankung, keineswegs um anatomische Veränderungen des Herzens, sondern nur um nervöse Störungen, die aber bei dem hohen Alter des Patienten doch eine gewisse Beobachtung und vorbeugende Maßnahmen nötig machten. Vor allen Dingen mußten ihm Aufregungen ferngehalten werden.

(Fortsetzung folgt.)

Der richtige Zeitpunkt.

Von Jens Vöhrer.

Das Allerheiligste einer großen Fabrik: das Zimmer des Direktors. Er saß vor seinem großen Schreibtisch und blätterte in Briefen und Berträgen.

Da öffnete sich die ledergepolsterte Türe langsam und vorsichtig, ohne anzuklopfen. Schlich eine junge Dame in Mantel und Hut herein.

Der Direktor wandte sich um, ein wenig ärgerlich, daß da jemand unangemeldet hereinkam und ihn störte, doch als er sah, wer das war, streckte er lachend die Hand aus:

„Guten Tag, mein Kind!“ sagte er und schob die Papiere von sich. „Nicht, daß du deinen Vater mal besuchst! Wie geht's deinem Mann?“

„Danke, Vater. Erich geht es gut . . . ich soll dich nicht von ihm grüßen!“

Sie lachte und ließ sich mit einem Plumps in einen der tiefen Lederessel fallen.

„Was soll das heißen?“ fragte der Vater, trotz des lachenden Gesichts der Tochter etwas erschrocken über diese Eröffnung.

„Er weiß nämlich nicht, daß ich hier bin, Vater!“ schmunzelte sie.

„Also ein geheimer Besuch?“

„Das nicht gerade . . . nur ein geschäftlicher!“

„Ach so! . . . na und?“

Sie antwortete nicht gleich. Sie blickte den Vater verschmitzt an, dann senkte sie die Augen, glättete ihre Handschuh über den Knien. Eine kleine Pause entstand.

Endlich blickte sie wieder auf:

„Siehst du, Vater,“ sagte sie, „Erich und ich sind nun schon drei Jahre verheiratet, und in all der Zeit haben wir nicht einen Pfennig von dir bekommen . . .!“

„Ja,“ antwortete der Vater anerkennend, „ich muß sagen, Ihr habt Euch überraschend gut durchgeschlagen. Das ist allerhand!“

„Du würdest es vielleicht noch mehr anerkennen, wenn du wüßtest, wie schwer es oft war!“ sagte sie.

„Da hättest Ihr doch zu mir kommen können! Vergiß nicht, mein Kind, daß du meine Hilfe immer abgewiesen hast!“

„Du kannst glauben, liebster Vater, daß ich das nicht vergesse. Und ich bin froh, daß du es auch nicht vergessen hast! . . . Weißt du noch, Vater, wie ich Erich kennen lernte . . .?“

„Natürlich weiß ich das! Es war im Sommer vor drei Jahren . . .!“

„Ja, und es war bei einem Gartenfest bei Professor Bang . . .!“

„Ja. Und da kam mein kleines Mädel plötzlich zu mir und vertraute mir an, daß sie sich mit dem jungen Maler Erich Alsen verlobt hatte!“

„Richtig, Vater! . . . und was hast du da gesagt?“

„Das weiß ich wirklich nicht mehr, mein Kind.“

„Aber ich! Du sagtest: Um Gottes Willen, Kind! von was wollst Ihr denn leben?“

„Es kann schon sein, daß ich so etwas gesagt habe. Gemeint hab' ich es jedenfalls.“

„Und was hast du dann getan? Weißt du das noch, Vater?“

„So genau weiß ich das nicht mehr. Aber du kannst dich wohl daran erinnern?“

„Das kann ich! Du hast den Professor beiseite gerufen und hast ihn gefragt, was er von Erichs Zukunft als Maler hielt!“

„Richtig! Und was ich da erfuhr, war nicht gerade sehr ermutigend!“

„Nein, das war es nicht. Er sagte, daß Erich zweifellos Talent hätte, doch er wäre eine viel zu zarte und weiche Natur, ein Stimmungsmensch, aber ein feiner Charakter.“

„So etwas ist es wohl gewesen, ja . . .!“

„Und was hast du dann zu mir gesagt, Vater?“

„Na, was hab' ich gesagt?“

„Du hast gesagt: wenn ich meinen Maler unbedingt haben wollte, würdest du dich nicht dagegen stellen. Du wolltest uns sogar zehntausend Mark jährlich Zuschuß geben, und das war sehr, sehr lieb von dir!“

„Das finde ich auch. Aber das wolltest du ja nicht haben, du hast dich mit Händen und Füßen dagegen gesträubt, und so habe ich mir diese Ausgabe ja ersparen können . . .!“

„Lassen wir das mit den Ersparnissen vorläufig beiseite, Vater . . . Du kannst dir natürlich denken, daß ich auf den ollen Professor eine Wut hatte! Vor allem, weil ich einsehen mußte, daß er nicht so ganz Unrecht hatte. Aber ich wußte schon, was ich wollte! Und da hab' ich mir den Erich vorgenommen und hab' ihm gesagt, daß wir uns nun zusammennehmen müßten. Wenn er glaubte, daß er mit mir ein

reiches Mädel triegte, dann hätte er sich geschnitten! Du wolltest uns nämlich nicht einen Pfennig geben . . .!“

„Das hast du ihm also gesagt . . .!“

„Ja. Und was konnte er darauf anderes antworten, als daß ihm das Geld ganz gleichgültig wäre, daran hätte er nicht einen Augenblick gedacht, und was man sonst in so einer Situation sagt . . .!“

„Da hast du mich vor Erich nicht gerade in ein günstiges Licht gestellt!“

„Ich wußte, weshalb ich das getan habe, Vater. Erich fragte mich natürlich, ob ich, die im Luxus groß geworden war, auch imstande wäre, als arme Kunstmalersfrau zu leben, aber ich antwortete, meinetwegen brauchte er sich keine Sorgen zu machen. Da heirateten wir also, und es ging, weil es gehen mußte. Ich machte unseren kleinen Haushalt selber, scheuerte, kochte und wusch und spornte Erich mächtig an. Und er malte und malte, bis ihm die Finger ganz steif wurden, und gestern ist auch endlich der Erfolg gekommen . . .!“

„So . . .!“

„Ja. Was Herrliches, Vater!“ Sie sprang auf: „Erich hat für sein großes Hafenbild die Goldene Medaille bekommen!“

„Nein!! . . . ich gratuliere! . . . das ist ja . . .!“

„Ja, das ist etwas! Aber du weißt nicht, was das für Anstrengungen gekostet hat, Vater!“

„Das kann ich mir schon denken, mein Mädel! Alle Hochachtung . . .!“

„Siehst du, Vater, das wollte ich, daß du das einmal über uns sagst: alle Hochachtung! das ist immer deine höchste Anerkennung gewesen. Siehst du, nun sind wir etwas, nun hat Erich einen Namen, nun hat er bewiesen, daß er etwas kann, und nun wollen wir uns wirklich nicht mehr plagen und schufen . . .!“

„Das braucht Ihr doch auch nicht!“

„Nein, wir tun's einfach nicht mehr, Vater. Und nun wollen wir auf die Ersparnisse zurückkommen, die du dadurch gemacht hast, daß ich keinen Zuschuß von dir haben wollte . . . Du bist doch nicht ein Mann, der aus den Entbehrungen armer Leute Vorteile ziehen will, nicht?“

Der Vater tat, als verstünde er nicht gleich:

„Nein, das bin ich doch nie gewesen, mein Kind . . .“ antwortete er und blickte seine Tochter fragend an.

„Siehst du,“ sagte sie und setzte sich auf die Lehne seines Stuhles. „Deshalb wirst du doch auch nicht an uns beiden verdienen wollen . . .?“

„Wie meinst du das?“

„Ja, siehst du, Vater . . .“ sagte sie und zupfte ihn zärtlich am Ärmel. „Jetzt finde ich, jetzt ist der richtige Zeitpunkt gekommen, wo wir deine Hilfe in Anspruch nehmen dürfen . . . Und deshalb möchte ich jetzt gerne einen Scheck über dreißigtausend Mark haben, das ist nicht erhaltener Zuschuß für drei Jahre . . . Und wenn ich den habe, kriegst du einen Kuß, und dann fährt der junge preisgekrönte Maler Erich Alsen mit seiner Frau nach Paris und Italien, und sie spielen ein Jahr reiche und sorglose Leute . . .!“

Der Vater blickte seine Tochter mit erheuchelter Strenge an:

„Na, so eine bist du mir! So eine berechnende Person ist mein kleines Mädel also! . . . Gottseidank, daß ich das Geld, das ich Euch jährlich zugebacht hatte, beiseite gelegt habe . . . Ihr könnt's Euch holen, mit Zins und Zinseszinsen . . . Ihr habt's Euch redlich verdient . . .!“

(Berechtigte Übersetzung aus dem Dänischen von Adolf Robitzsch.)

Die Bücher.

Skizze von Erwin Sedding.

Gerda ist eine tapfere kleine Frau, aber da die Donner- schläge immer heftiger werden, empfindet sie die Einsamkeit in der Küche zuletzt doch als Qual. So streift sie den Leinenmantel ab, ordnet ein wenig ihre blonden Locken und geht in die Bibliothek ihres Mannes hinüber.

Klaus Beuthner sitzt am Schreibtisch. „Du wünschst?“ fragt er, ohne das Buch aus der Hand zu legen.

Gerda entdeckt das offene Fenster. Sie begreift nicht, wie ein Mensch bei diesem Lärm arbeiten kann. Vom Weinhang, zu dessen Füßen die Villa gebaut ist, kühlt das Wasser förmlich in Bächen; noch durch die doppelten Scheiben hindurch hört man es wild an den Grundmauern emporbranden.

„Klaus —?“

„Schweigen.“

„Es ist dunkel, Klaus. Du wirst dir die Augen verderben.“

Ein Blick flackert. Der hohe Wandspiegel, von den ebenso hohen Bücherkränken umrahmt, wirft der jungen Frau

Schwefelgels ihr eigenes Bild zurück. Sie steht jetzt in der Mitte des Zimmers, ihre Sommerschuhe leuchten vom blüsterigen Teppich, sie hat die Arme herabhängen, etwas hilflos und unglücklich.

„Ich will dich — nicht hören“, sagt sie leise. „Nur eins: Wie ist es heute abend mit Strohhergs? Kommst du? — Oder muß ich absagen?“

Die Antwort erstickt der brüllende Donner. Trotzdem: Gerda versteht. Dieses Achselzucken und diese Handbewegung auf den Broschürenstapel hat sie siebenmal in der Woche gesehen, das sind: dreißigmal im Monat. Wenn nicht bald etwas geschieht...

Aber da geschieht es bereits. — —

Woran Klaus Beuthner sich zunächst erinnern will, ist, daß sie ein Buch hochgehoben und nach ihm geworfen hat.

Dann muß er, obgleich ihn irgend etwas schmerzt, lächeln. Gerda und ihn verkehren wollen? Gerda? —

Aber daß das Wandbrett sich plötzlich über ihn geneigt hatte, das war kein Traum. Vierundzwanzig Postkarten, in schweres Leder gebunden, mußten auf unerklärliche Weise lebendig geworden sein. War er nicht aufgesprungen, um sich gegen das Gespenst dieser Mauer zu wehren? Doch, doch! Auch geschrien hat er.

Verdrehte Welt! Klaus Beuthner hebt den Kopf und erkennt, daß die Laube, in der er liegt, zum Nachbargrundstück gehört. Merkwürdig wie der Umschlag auf seiner Stirn kommt ihm das verschiente Bein vor. Ob der Blick ihn getroffen hat?

Dann sieht er, daß von seinem Haus nur noch die Hälfte steht. Er hört, der Wollenbruch habe die geloderten Mägen des Hügels ins Rutschen gebracht, die Kellermauern hätten nachgegeben und die gesamte Nordseite wäre ein Trümmerhaufen.

„Wenn dem Herrn Doktor außer der Ohnmacht und dem gebrochenen Schenkel nichts zugestoßen ist, so ist das ein Wunder des Himmels.“

„Und meine Frau?“ fragt Beuthner heiser.

Mit Gerda ist das eine eigene Sache gewesen. Selbst unverletzt, hat sie ihn hinaustragen helfen, ihm den Rotverband angelegt und nach dem Arzt geschickt. Aber gleich darauf ist sie wieder in das zerstörte Heim zurück gelaufen.

„Also besteht keine Gefahr mehr?“ Man weiß es nicht. Die Feuerwehr sei noch nicht eingetroffen, und die beiden Schutzleute hätten über und über zu tun, den Platz von Schaulustigen freizuhalten.

Beuthner sitzt hoch auferichtet auf seinem Lager. Gerda soll kommen. Sofort! Die Frau ist ja wahnsinnig.

Doch statt Gerda bringen die hilfsreichen Nachbarn jetzt Kiste um Kiste durch den Garten angeschleppt. Dieses Bergen von Hausrat grenzt tatsächlich an Selbstmord. Wer duldet das? Wer ordnet das an?

Endlich, die Loden vom Regen aufgelöst, erscheint die kleine Frau. Sie will ihren Mann umarmen, sie hört keine Vorwürfe, sie ist ganz fassungslos. „Aber deine Bücher —!“ stammelt sie.

Und nun geht ihm ein Licht auf. In diesen Kisten ruht kein Kochgeschirr und keine Wäsche, in diesen Kisten ruht — seine Bibliothek! Gerda hat sie gehaßt, aber sie hat sie gerettet. Ihm zuliebe.

„Bist du mir denn nicht mehr wert als alle Bücher! Du Schächsel!“ fragte er, halb gerührt, halb grollend.

„Nicht böse sein!“ entgegnete die Frau mit feuchten Augen. „Du hast es mir ja — nie gesagt.“

Neue Bücher

* „Deutsche Landschaft in Wort und Bild.“ Herausgegeben von Hanns Gieseler. (Verlag A. Anton u. Co., Leipzig.) Die Schönheit der deutschen Landschaft in ihrer unendlichen Mannigfaltigkeit, ihrem bezaubernden Reiz, ihrer gewaltigen Erhabenheit in Wort und Bild festzuhalten und sie durch unsere besten Dichter und Künstler dem deutschen Volk und unserer Jugend vor Augen zu führen, ist die Aufgabe dieser Sammlung. Aus Stimmen und Stimmungen, aus vielen kleinen Zügen sucht sie das Antlitz der deutschen Landschaft zu zeichnen, von der Eigenart ihrer Bewohner, von ihren Sitten und Gebräuchen, von ihren Freuden und Leiden, ihren mühseligen und glückhaften Stunden weiß sie zu erzählen. Neben den Worten unserer besten Dichter, neben den eindringlichen Schilderungen eines frühen Wandergeistes, stehen Sage und Märchen, die das

Volk selber gedichtet hat. Diese schöne farbige und schwarze Bilder unserer besten Maler umschließen das Ganze. Folgende Bände eröffnen die Reihe: Band 1 „Nordsee“, Band 2 „Harz-Thüringen“, Band 3 „Schlesische Gebirge“, Band 4 „Alpen“.

* Helene Christaller: „Hier darf gebettelt werden“. (Verlag Friedrich Reinhardt, Basel.) Helene Christaller gibt in diesem herzerfreuenden Buche warmer Menschlichkeit und feinen, lebenswürdigen Humors eine Gabe, die überall willkommen sein wird. Magdalene Grabmann, so heißt die Hauptperson, ist Witwe eines Arztes; sie möchte in ihrer fast übergroßen Güte und Vertrauensseligkeit allen Bittenden helfen, und so läßt sie sich denn trotz der Warnung ihrer nüchternen veranlagten Tochter dazu hinreißen, das Türschild „Betteln verboten“ zu zertrümmern und durch die Inschrift „Hier darf gebettelt werden“ zu ersetzen. So kommt es, daß ihr Haus eine Zufluchtsstätte für die verschiedensten Menschen wird. Magdalene kann ihr Mutterherz voll entfalten; aber auch schwere Enttäuschungen bleiben ihr nicht erspart. Ihre Güte und ihr Vertrauen werden schändlich mißbraucht. Nur ihr unerwarteter Glaube an das Gute im Menschen, gepaart mit einem witzigen Humor, bewahren sie vor Verbitterung. Hinter der mütterlichen Gestalt Magdalenes verbirgt sich ein gut Stück von Helene Christaller selbst.

* Otto Bräuer: „Die Wiederkehr“, Roman. (G. Grote, Berlin.) In der Vergangenheit rheinischer Geschichte und Landschaft, in den Tagen des Kurfürsten Clemens August von Köln spielen die seltsamen Geschehnisse, die sich aus zwei scheinbar weitestfern voneinander geschiedenen Zweigen des Lebens ineinanderranken zu einer innerlich tief bewegenden Frage. Diese Frage lautet: Ist eine Wiederkehr der Begebnisse der Heilsgeschichte möglich, und würden sie sich unabänderlich genau wiederholen? An dieser Frage rätselt der Kurfürst von Köln herum, diese Frage wird ihm zum Maßstab aller Beziehungen zu Menschen und Dingen, beunruhigen seinen glanzvollen barocken Fürstentum bis zum Ende des hohen Herrn. Der Zauber künstlerischer Eingebung liegt über diesem Roman, der ein legendäres Geschehen langsam in die historische Welt des 18. Jahrhunderts hineinwachsen läßt.

* Jod London: „Das Wort der Männer“. (Universitas, Deutsche Verlags-A.G., Berlin W. 50.) Nach dem herrlichen Seeroman „Meuterei auf der Elsinore“ erscheint nun dieser Band, der eine Auswahl der besten bisher noch nicht übersetzten Alaska-Geschichten vereinigt. Es geht wieder um die Schicksale von Goldgräbern: wir folgen atemlos den aufregenden Märchen durch die Schneewüsten und bewundern den Mut der Männer, die diesen Naturgewalten zu trotzen wagen. Im Mittelpunkt jeder dieser Erzählungen steht ein abseitiges und packendes Einzelschicksal, das fesselt und mitreißt und zugleich die Menschenkenntnis und Fülle des Stoffes, über die Jod London verfügt, in einem neuen Lichte zeigt.

* „Die Französische Revolution, 1789 bis 1799.“ Von Otto Flake. (Verlag Hesse u. Beder, Leipzig.) Otto Flake, einer der flügsten Köpfe, zugleich ein Meister der kurzen, schlagenden Charakteristik, behandelt die ungeheuren Geschehnisse mit ruhiger Sachlichkeit, die doch niemals zur Gefühllosigkeit wird. Als weitblickender Mann verteilt er Licht und Schatten in gerechter Weise, versteht er die Mitspieler scharf zu kennzeichnen, ohne sich durch Vorurteile blenden zu lassen. Selden sind Mirabeau, Danton, Robespierre, Marat, Napoleon u. a. so sicher und gleichsam souverän dargestellt worden. Das Werk, das mit dem Staatsstreich Napoleons (November 1799) endet, ist glänzend geschrieben. 24 Bilder nach zeitgenössischen Vorlagen sind ihm beigegeben.

* „Gartenlaube-Kalender 1933.“ Herausgegeben von Dr. Robert Rose u. (Verlag Ernst Reils Nachf. — A. Scherl — G. m. b. H., Berlin SW. 68.) Der in den deutschen Familien seit Jahren beliebte „Gartenlaube-Kalender“ will auch für das neue Jahr ein treuer Berater und ein stets amüsant Unterhalter sein. 250 Seiten stark, mit vielen Bildern, Zeichnungen und Photographien geschmückt. Eine Fülle beratender und statistischer Angaben, eine Rückschau auf die wichtigsten Ereignisse seit 1. Juli 1931, sowie einen Arbeitskalender für den Kleingärtner bringt der erste Teil. Das Kalendarium ist mit Zeichnungen deutscher Städte geschmückt. Der zweite Teil bringt zunächst viele gute Unterhaltungslektüre: Novellen, Erzählungen und Geschichten aus der Feder bewährter Schriftsteller. Dazu finden wir zahlreiche Beiträge aus den verschiedensten Wissensgebieten, und Fragen des Haushaltes werden beantwortet.